

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 12 (1828)

50 (9.12.1828)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-779285](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-779285)

Oldenburgische Blätter.

Nro. 50. Dienstag, den 9. December 1828.

Vom Flechten der Strohüte.

Das Flechten der Strohüte wird in mehreren Gegenden unsers Landes schon als Nebengewerbe betrieben. Eine weitere Ausbreitung und Unterstützung dieses Gewerbes ist um so wünschenswerther, da mit dem Spinnen jetzt so sehr wenig zu verdienen ist, und da das Flechten der Strohüte, in den langen Winter-Abenden, einen bey weitem größern Gewinn darbietet.

Zu Anfertigung der Strohüte hat das Stroh vom Sommerweizen vor allen andern Stroh-Arten den Vorzug. Um dies Stroh in gehöriger Feinheit zu erziehen, darf der Boden nur in sehr mäßigem Düngungstande seyn; am besten eignet sich der sandige Oestboden zu dessen Cultur. Der Samen muß sehr dicht und etwa achtmal so stark als gewöhnlich ausgesät werden. Als rechte Zeit zum Mähen wird der Zeitpunkt angegeben, wenn eben die Blüthen abgefallen sind und sich das Korn zu bilden anfängt. Ist der Boden

zu stark gedüngt, so daß der Weizen zu hoch aufwächst, so mähet man ihn, wenn er einige Zoll aufgewachsen ist, doch nicht sehr nahe an der Erde, ab. Diese Behandlung vermindert das üppige Wachsthum der Pflanzen, und die Halme, welche dann aufschießen, sind dünner als vorher. Sollten die Pflanzen noch zu üppig wieder aufschießen, so muß das Abmähen noch einmal, nach Umständen mehrmals, wiederholt werden. Ist die Blüthe vorüber, und fängt das Korn an milchig zu werden, so raust man die Pflanzen aus, und setzt sie der Sonne aus, um sie zu bleichen, wobey man Sorge trägt, sie von Zeit zu Zeit mit Wasser zu besuchten. Hat das Stroh die gehörige weiße Farbe bekommen, so sortirt man es sorgfältig nach Qualität und Feinheit.

Bronn, in seiner naturhistorisch-ökonomischen Reise durch Italien, im J. 1824. erzählt, S. 479—481., wie er in Ober-Italien Jung und Alt



mit dem Strohflechten zu den feinsten Stroh Hüten beschäftigt sah, wo durch dort jährlich 5 Millionen producirt werden sollen, und theilt darüber folgende Nachricht mit, welche er an Ort und Stelle einzog: „Man erzieht das Stroh in gebirgigen sterilen Gegenden aus einem sehr kleinen körnigen Sommerweizen (*Triticum creticum*, *triticum vulgare aestivum spica depauperata mutica alba*); der dünne, aber feste Halme ist nicht markig, sondern leer, daher leicht zusammen zu drücken und zu trocknen. Ehe die Körner in den Aehren sich zu bilden beginnen, werden die Halme büschelweise aus der Erde gezogen, abgeschüttelt, je eine Handvoll in Bunde gebunden und verkauft. Die Käufer lösen nun von allen Halmen das oberste feinste Gelenk mit der Aehre bis zum nächsten Knoten 4 bis 6 Zoll lang ab, und trocknen und bleichen sie wechselsweise im Thau der Nacht und in der Sonne. Vor Regen müssen sie sorgfältig bewahrt werden, da sie dadurch sehr an Weiße verlieren würden. Wenn daher zur Zeit der Bleiche ein Regen schnell herannahet, so läuft alles zusammen, um das Stroh von der Bleiche in Sicherheit zu bringen. Die untern Gelenkstücke werden auf ähnliche Weise behandelt, und zu größeren Arbeiten bestimmt. Die erwähnten obersten dünnsten aber werden nach den Graden der Feinheit in den Sorten geschieden. Nach dieser Arbeit ist eine Quantität Stroh

zu $\frac{1}{2}$ Paolo ($9\frac{1}{2}$ Groten) schon 10 Paoli werth geworden. Jetzt wird es abermals verkauft, um es zu verflechten. Je 7 bis 9 Halme werden zugleich zu einem Bande verflochten, und zwar so, daß man bey den abgeschnittenen Enden anknüpft, und die entgegengesetzten mit den Aehren etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll weit unverflochten nach unten hervorstehen läßt. So wie die Arbeit vorrückt, wird das fertige Geflecht immer weiter aufgewickelt. Zuletzt schneidet man alle hervorstehende Enden fein ab, und zieht dann das Band zwischen einem scharfkantigen Holze hindurch, um es zu pressen und zu glätten. Endlich werden diese Bänder mit roher Seide, mit den Rändern neben einander, zu Hüten mit Kopf und Rand zusammen genähet, welches sehr regelmäßig und gleichförmig, ohne eine Form zu gebrauchen, geschieht. Die Hüte werden vor dem Verkaufe noch einmal durch Schwefel auf bekannte Weise gebleicht.“

In Gill's Technical Repository, Vol. 9. ist eine Mittheilung von William Salisbury zu Bampton über diesen Gegenstand enthalten, welcher zufolge derselbe im J. 1819. eine Parthe Saatkörner von demjenigen Weizen, der in Italien des Strohes wegen angebauet wird, erhalten und angebauet hat. Er hat daraus eine härtere Weizen-Art (*Triticum turgidum*) gewonnen, die in keiner Hinsicht von dem Sommerweizen verschieden ist, welcher



in mehrern Gegenden Englands wächst.

In Amerika, auch in England, hat man Versuche gemacht, Strohhüte aus gebleichten Grashalmen zu flechten, und die daraus verfertigten Hüte sind von der Society for the Encouragement of arts and manufactures in London für ein feineres und schöneres Fabricat erklärt worden, als die ächte Italiänischen Hüte. Das hiezu verwandte Gras ist die *Poa pratensis*, die auch auf unsern Wiesen häufig angetroffen wird.

Der Fabriken-Commissions-Rath Weber in Berlin hat im dortigen Louisenfeste gleichfalls aus gebleichten Grashalmen ein Gesecht verfertigen lassen, welches dem ächte Italiänischen hinsichtlich der Farbe, des Glanzes und der Feinheit sehr ähnlich ist; das Berliner schien einen höhern Grad der Festigkeit zu haben.

In England wird die Sache mit großem Eifer betrieben. Die London Society of arts hat in diesem Jahre 14 goldne und silberne Medaillen an Personen vertheilt, welche derselben Proben von Strohgesechten aus inländischen Gräsern vorgelegt haben. Auch die Dublin Society hat 3 Preise dafür vertheilt. Man hat mehrere Grasarten zu Strohgesechten angewandt, und man bezeichnet die folgenden als dazu besonders brauchbar: Wiesenrispengras, *Poa pratensis*; Goldhas-

fer, *Avena flavescens*; Englisch Raygras, *Lolium perenne*; Kammergras, *Cynosurus cristatus*; gelbes Ruchgras, *Antoxanthum odoratum*; Hundstraußgras, *Agrostis canina*, u. m. a.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß unser gewöhnlicher Sommerweizen, auf sandigen Feldern und bey der obgedachten Behandlung, zur Verfertigung der Strohhüte mit nicht geringerm Erfolge, als in Italien, angebauet werden kann. Eben so wenig möchte es zu bezweifeln seyn, daß nicht auch aus unsern Grashalmen ein gutes Strohgesecht verfertigt werden könne. Da nun viel Strohgesecht aus dem Auslande zu uns kommt, so würde dessen Verfertigung eine sehr passende Arbeit, nicht nur für Straf- und Armen-Anstalten, sondern insbesondere auch als Nebengeschäft im Winter für das weibliche Geschlecht, wie auch für alte und schwächliche Personen, die keine anstrengende Arbeiten ausführen können, abgeben. Es wäre daher sehr zu wünschen, wenn auch hier im Lande Versuche angestellt würden, diese so leichte Fabrication, aus inländischen Producten, bey uns einzuführen. — Vielleicht könnte die Landwirthschafts-Gesellschaft durch ausgesetzte größere und kleinere Prämien einiges zur Erfüllung dieses Wunsches beitragen.



Vom Abgraben der Bäume an den Landstraßen.

Schon oft bemerkte ich, daß man in der Umgegend der Stadt Oldenburg, um auf eine möglichst bequeme Art die benöthigte Erde zur Ausbesserung der Fahr- und Fußwege zu erhalten, die Erde zwischen den Allee-Bäumen dergestalt abgräbt, daß um jeden derselben nur ein 6 bis 8 Zoll hoher und 1 bis 2 Fuß breiter Erdhaufen stehen bleibt. Wozu eine solche unüberlegte Arbeit? Sie kann nur zum Verderb der Bäume führen; indem bey dem Abgraben der Erde die Wurzeln nicht allein abgestoßen und abgeschabt, sondern auch größtentheils von ihrer Bodenbedeckung entblößt werden, so daß dadurch im letzteren Falle dieselben zu sehr den nicht gewohnten atmosphärischen Einwirkungen ausgesetzt sind. Die Wurzel ist ja auch gerade derjenige Theil der Pflanze, der gewöhnlich ein Bestreben zeigt, das Dunkle im Boden zu suchen, um hier den für die Pflanze nöthigen Nahrstoff, als Kohlenstoff und Wasser, einzunehmen.

Jetzt ist diese Abgrabung des Bodens über der Wurzelverzweigung der auf dem Wege von der Osterburg bis Driehake angepflanzten Ulmen-Allee zum größten Nachtheil derselben ausgeübt, und man kann sie mit Recht eine wahre Mißhandlung der Bäume nennen, indem bey Eintretung eines strengen Winters höchst wahrscheinlich ein Erfrieren der Wurzeln und diesem zu-

folge ein Absterben der Bäume davon zu erwarten ist, es sey denn, daß durch einen vorher gefallenem Schnee der Frost vom Boden abgehalten würde.

Jedoch auch angenommen, daß zufällig die Wurzeln durch eine Schneedecke gegen das Erfrieren gesichert wären, sind sie denn damit gegen alle andere atmosphärische Einwirkungen geschützt? — Kann nicht im folgenden Frühjahr oder Sommer eine Dürre eintreten? — Würde dann nicht ebenfalls durch das Vertrocknen der Wurzeln, vielleicht ein Absterben oder wenigstens ein langes Kränkeln der Bäume erfolgen? — Ich möchte sagen, noch um so eher, indem, bey einem nachherigen Aufthauen des Schnees, der noch nicht entblößte Wurzeltheil gleichsam von seiner nur noch geringen Bodenbedeckung abgewaschen wird; und wäre dies auch nicht der Fall, so würde doch die Wärme, die zu der Jahreszeit oft bedeutend ist, so sehr, vermöge des Sandbodens (als guten Wärmeleiters) auf die Wurzeln wirken, daß nur zu bestimmt ein Vertrocknen derselben entstände, — wodurch die Polarität anhört, folglich ein Absterben, und, wenn dies auch nicht, doch gewiß ein Kränkeln der Bäume sich offenbaret.

Da nun die eine oder die andere atmosphärische Einwirkung auf die Wurzeln ein Verderben der Bäume



nach sich zieht, so bleibt um so mehr dieses Abgraben der Erde von der Wurzelverzweigung höchstzweckwidrig, zumal in einem Boden, der an sich schon so sehr unvortheilhaft für das Pflanzenwachsthum ist. Ueberhaupt sollte man lieber, um das Austrocknen eines so ungünstigen Bodens zu verhindern, noch mehr Erde hinauf bringen, anstatt sie herabzunehmen, indem es immer vortheilhafter ist, Pflanzen in einen Sandboden tiefer als gewöhnlich zu setzen, und zwar aus dem Grunde, weil in den unteren Erdschichten die Feuchtigkeit sich länger hält.

Endlich noch einiges über die oben erwähnten kleinen Erdhaufen, die rings um den Baum stehen bleiben.

— Wozu diese Erdklumpen? — Wahrscheinlich deshalb, um dadurch die Bäume, weil man vielleicht die eigentlichen Werkzeuge zur Aufnahme der Nährstoffe unmittelbar am Stamme vermuthet, gegen Beschädigungen oder andere für sie nachtheilige Einwirkungen zu sichern. — Welcher Irrthum aber! als wenn nur hier die wesentlichen Organe einer Pflanze lägen. — Nein! bey solchen, schon einige Jahre verpflanzte gewesenen Bäumen, wo die Wurzeln sich vermöge des lockeren Bodens auf mehrere Fuß vom Stamm aus verbreitet haben, liegen auch nur in die-

ser Entfernung die eigentlichen Sauge Adern, Haarwurzeln, Fasern) die das Einnehmen der Nährflüssigkeit gleichsam durch ein organisches Durchschwitzen bewerkstelligen. Diese feinen Wurzeln sind es nun auch, die bey jeder Behandlung einer Pflanze, so viel wie nur immer möglich, geschont werden müssen, weil bey einer Verletzung derselben gewissermaßen ein Stillstand im Wachsthum der Pflanze eintritt, bis sich diese verletzten Theile wieder ersetzen.

Solche Verletzungen können nur auch, wenn sie bedeutend, so wie die vorbenannten Mißhandlungen, sind, ein Absterben des ganzen Baumes nach sich ziehen.

Wer sich von dieser zweckwidrigen Arbeit überzeugen will, mag sich gefälligst zu dem vorbenannten Wege hinaus verfügen, wo man bald finden wird, wie hie und da die abgestoßenen Wurzeln theils auf dem Boden verdorrt herum liegen, theils aus demselben hervorstehen.

Es fallen, möchte ich sagen, fast täglich Baumstümpfe, hauptsächlich an den Allee-Bäumen vor, worüber man mit Recht sich empört; ich finde aber eine solche unüberlegte Arbeit, die nur zum größten Nachtheil der Bäume führt, ja sogar ein Absterben ganzer Baumreihen nach sich ziehen kann, noch empörender.

Oldenburg, den 14. Nov. 1828.

K.



Ueber Kartoffeln-Branntwein.

Der Bau der Kartoffeln ist in unsern Gegendern bekanntlich sehr einträglich, und scheint bedeutend zu zunehmen. Wo reichlich gedünge wird, erndtet man eine Last Kartoffeln, wo man an Nocken höchstens 10 bis 12 Scheffel geerntet haben würde. Es würde sich daher der Kartoffelbau noch weit mehr ausdehnen haben, (besonders bey der Cultur neuer Ländereyen, wo der Anbau der Kartoffeln am schnellsten zum Ziele führt) wenn nicht zwey Haupt Hindernisse sich demselben entgegenstellten, nämlich erstlich der Mangel an Düngung, zweytens Mangel an Absatz. Der letztere kommt besonders in Betracht; denn, hat man den nöthigen Bedarf an Kartoffeln für seine Haushaltung und für sein Vieh, wohin dann mit dem Uebersusse? — Außer der Nähe der Städte und Flüsse sind die Kartoffeln selten Kaufwaare, denn jeder zieht seinen Bedarf davon selbst, und einen weiten Transport zur Fuhre können die Kartoffeln nicht wohl tragen, weil ihr Preis gering und ihr Gewicht bedeutend schwer ist.

Beide Hindernisse fallen weg, wenn die Kartoffeln zu Branntwein verarbeitet werden; denn die mit der Brenneren verbundene Viehmast wirft bedeutenden Dünger-Vorrath ab, und den Absatz gewährt die Fabrik. — Das letztere Hinderniß fällt auch für diejenigen weg, die in der Nähe

einer Branntweimbrenneren wohnen, in welcher statt Getreide Kartoffeln verarbeitet werden.

Da mir bey der Cultur neuer Grundstücke sehr daran gelegen war, den Bau der Kartoffeln auszudehnen, machte ich vor zwey Jahren einen kleinen Versuch mit dem Brennen derselben zu Branntwein, der sehr gut ausfiel. Im vorigen Jahre verarbeitete ich 1120 Scheffel selbst geernteter Kartoffeln, woraus ich einen vortrefflichen Genever erhielt. In diesem Jahre haben schon mehrere meiner Nachbarn ihren Kartoffelbau ausgedehnt, und mir ihren Ueberschuß gebracht, den ich, nebst meiner eignen Erndte, größtentheils zu Spiritus verarbeite, der so rein ausfällt, daß er zum Versetzen mit dem Hum gebraucht wird. — Der Ertrag ist von der Art, daß jeder, der sich mit dem Brennen der Kartoffeln befassen will, auch bey niedrigen Getreidepreisen damit zufrieden seyn wird. Ich züchte aus 10 Scheffel Kartoffeln und 2 Scheffel Gersten-Malz einen Anker Genever von 19 Grad, nach Carpiers Alkoholmeter; hiernach kann jeder, der den Ertrag des Branntweins aus Getreide kennt, den Vortheil der Kartoffelbrenneren berechnen. Als Anweisung zum Verfahren dabey kann ich „Hermsädt's chemische Grundsätze der Kunst, Branntwein zu brennen,“ empfehlen; in vielen Theile



befindet sich eine gründliche und faßliche Beschreibung des Verfahrens bey dem Brennen des Branntweins aus Kartoffeln.

Eine Kartoffelbrennerey kann jedoch nicht wohl länger als von der Erndte bis in den Januar betrieben werden, weil alsdann schon die Säfte in den Kartoffeln sich ändern, und

Winkel, Oct. 1828.

auf Qualität und Quantität des gewonnenen Spiritus nachtheilig wirken. Es kam indeß diese kurze Zeit schon vortheilhaft genug genutzt werden, und es ist daher die weitere Einführung der Kartoffelbrennereyen hier im Lande sehr zu wünschen, so wie sich solche auch in den Preussischen Ländern fortdauernd vermehren.

G. W. B.

Vom zahmen Kastanienbaum.

Obgleich der zahme Kastanienbaum (*Fagus castanea*) in den wärmeren Gegenden von Europa zu Hause gehört, so geräth er doch in Norddeutschland in einem Boden von gemischter Erdart sehr wohl, und verdient wegen seines großen Nutzens häufiger angebauet zu werden. In Norddeutschland giebt es gute Anpflanzungen davon, z. B. zu Schwobber bey Hameln, und zu Wandsbek bey Hamburg. Er wächst weit schneller als die Eiche, und kann große Kälte ertragen. Du Roi erwähnt, (1795.) er habe zu Schwobber alte

Stämme gefunden, welche die Winter von 1709. und 1740. überstanden hatten. Auch in Sanssouci finden sich dergleichen, wie die stärksten Eichen, welche den Winter von 1788. 89. und spätere ertragen haben. Man zieht sie aus dem Samen; um gute Früchte zu erhalten, muß man sie pflöpfen. Die Rinde ist vorzüglich gut zum Gerben; sie enthält zweymal mehr Gerbestoff, als die Eichenrinde; sie wird auch zu Dinte gebraucht. Lavoisier benutzte den Kastanienbaum zur Production des Salpeters.

Vom Mais.

Der Mais, *Zea Mais*, wird fälschlich Türkischer Weizen genannt. In der Türkey wird er nicht angebaut; Amerika ist sein Vaterland.

In Nordamerika macht er das Hauptgetreide aus, weil keine Getreide-Art einen so starken Ertrag giebt, als diese Frucht. Man füttert damit



Pferde und Schweine. Es werden ihnen die ganzen Aehren vorgelegt, die sie sehr leicht und rein abzunagen wissen. Die nach dem Verblühen über den Aehren abgeschnittenen Halme geben viel und gutes Futter. Die noch grünen Körner werden, wie bey uns junge Erbsen, genossen. Ganze Wagen voll davon steht man auf den Märkten zum Verkauf aufgestellt. Wenn die Kolben noch weich sind, kocht man sie mit Wasser und Salz und ist sie wie Kartoffeln mit Butter. — Bey Leipzig wird der Mais im Kleinen häufig angebaut, um die jungen Aehren als Leckerbissen zu erhalten; sie werden wie Gurken behandelt.

Chlorkalk als Mittel bey der Viehseuche.

Der Chlorkalk, dessen man sich zur Reinigung der ungesunden Luft bedient, ist auch mit Nutzen bey der Viehseuche angewandt worden. Man stellt Gefäße mit Chlorkalk in den verpesteten Ställen auf, scheuert mit dessen Auflösung die Geräte, Krippen &c., und wäscht die Thiere mit dem Wasser der Auflösung. Das Miasma wird dadurch vertilgt, und die Seuche gehoben.

S u f f i s a n c e.

Ein Schauspieler kam zu Corneille, und bat ihn, ihm den Sinn einiger Zeilen in einem neuen Schauspiele desselben zu erklären. Corneille las die Stelle, und sagte: „Ich muß gestehen, daß ich die Zeilen selbst nicht verstehe. Aber das thut nichts. Declamiren Sie sie nur mit großem Pathos, als wenn Sie von dem Gefühl der Erhabenheit des Inhalts ganz durchdrungen wären. Die Stelle wird beklatscht werden.“ — Der Erfolg bestätigte die Erwartung.

C o u r t o i s i e.

Ein Kornhändler schloß seinen Brief mit den Worten: „Die Getreidepreise sind sehr gesunken, jedoch nicht die Hochschätzung, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn Dero &c.“

